



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v.F.: Türkei und Persien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Türkei und Persien

Aährend sich im letzten Jahrzehnt die große Politik fast ausschließlich mit dem fernem Osten beschäftigte, sind neuerdings wieder aller Augen auf die Verhältnisse im Orient gerichtet. Es kommt deshalb eine Broschüre im richtigen Augenblick, die der bekannte Forschungsreisende und politische Schriftsteller Dr. Wirth über „Türkei und Persien“ als Heft 2 seiner „Streiflichter auf die Weltpolitik“ veröffentlicht hat. Er hält die Zukunft der Türkei für bedeutend hoffnungsvoller, als vor einem Menschenalter angenommen wurde, und meint, sie strahle in hellerem Lichte, als man selbst noch vor wenig Jahren glauben durfte. Die Wolken, die von Osten her drohten, hätten sich verzogen. Die Eifersucht der Mächte hat das übrige getan. In einem gewissen Widerspruch bewegt sich aber Wirth, wenn er einerseits von der „übermäßigen, ungesunden Zentralisation des Reiches“ spricht, andererseits eine Gefahr für die Türkei in dem Erstarken des Nationalismus sieht, der auch in der Semitenwelt sein Haupt erhoben hat und in Arabien, Syrien, Mesopotamien unabhängige Reiche aufrichten will. Wirth meint, der Nationalismus wolle einen Vertreter der edelsten Rasse und der vornehmsten Sprache, des Arabischen, zum Oberherrn aller Gläubigen erheben an Stelle des nordischen Eroberers, der kein rechter Iman sei, vom Samen Mohammeds, der als Vertreter einer Barbarenhorde zu gelten habe. Diese arabische Bewegung, die sich gerade in der jüngsten Zeit deutlicher entfaltet habe, sei auch die Ursache der fortwährenden Kämpfe in Yemen und Hadramaut, jener offenen Wunde am Körper des türkischen Reiches. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Dezentralisation der Zentralisation vorzuziehen sei, sondern glauben, daß ein richtiger Mittelweg zwischen beiden Systemen vorteilhafter ist. Man sollte eine starke Zentralregierung in Konstantinopel schaffen, daneben aber den einzelnen Provinzen ein möglichst großes Maß von Selbstverwaltung geben.

Interessant ist die Bemerkung Wirths, daß der Parlamentarismus eigentlich in der Türkei nur deshalb so viele Anhänger habe, weil der Osten die parlamentarischen Einrichtungen dem Westen neidet und nicht selig werden zu können glaube, ehe er ihn eingeführt habe. Aber auch Wirth sieht im Parlamentarismus nicht ein Allheilmittel für die Besserung der türkischen Zustände.

Sehr eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit den einzelnen Nationalitäten. Von den Griechen meint er, daß sie eine große Zukunft hätten. Es scheint allerdings auch nicht ausgeschlossen zu sein, daß die Griechen in dem jetzt

zusammentretenden Parlament eine bedeutende Partei bilden können, die dereinst vielleicht dieselbe Rolle spielen kann wie das Zentrum im deutschen Reichstage.

Günstig beurteilt er auch die Albaner und führt an, daß Pyrrhos ganz, Alexander halb epirotischen, also albanischen Blutes gewesen sei. Auch der heutige Khedive sei ein Nachkomme des Albaners Mehemet. Die Albaner könnten fechten, aber nicht politisch denken. Sie seien pünktlich in der Erfüllung der Blutrache, aber unfähig, Bündnisse zu schließen, und daher die Beute jedes klügeren Nachbarn.

Die Kurden, die jetzt bei den türkisch-persischen Grenzstreitigkeiten so viel von sich reden machen, haben Wirth sehr gefallen, und er nimmt für sie gegen die Armenier Partei. Er erwähnt, daß er ganz allein durch einen großen Teil Kurdistans gereist sei und oft in ihren Dörfern oder Zeltlagern übernachtet habe, ohne irgendeine Anfechtung zu erleiden; im Gegenteil habe er viel Freundschaft und Hilfsbereitschaft von ihnen erfahren, und oft sehne er sich nach den herrlichen Alpen Kurdistans und den schönen, hochgewachsenen Menschengestalten, die es durchziehen, zurück. Die Kurden hätten nur deshalb keine Freunde in Europa und Amerika, die ihre Rechte vertreten, und keine schreibgewandten Reporter, die ihr Lob in allen Zeitungen verkündeten, weil ihnen die internationalen Beziehungen fehlten, die sich die Armenier in so glänzender Weise zu schaffen verstanden hatten. Da man nun stets nur von armenischer und armenierfreundlicher Seite über die Vorgänge im Hochlande, wo der Euphrat entspringt, hört, so seien natürlich fast alle Berichte parteiisch. In Wirklichkeit seien aber die Armenier durchaus nicht so sanfte unschuldige Lämmer, wie sie gewöhnlich dargestellt würden. Wer die Armenier aus der Nähe kenne, ob Russe, ob Deutscher, könne gar nicht genug Adjektive finden, sie zu charakterisieren. Man nenne sie bössartig, betrügerisch, eitel und aufgeblasen, harte Bedrücker und Ausfanger, doppelzüngig. Man werde immerhin gut tun wie bei Japan, solche Urteile nicht auf das ganze Volk auszudehnen, sondern sie auf einen Stand, hier den kaufmännischen, zu beschränken. Armenische Priester und Bauern hätten doch einen ganz andern Charakter. Übrigens hat seit der letzten Umwälzung zwischen den Armeniern und den Türken eine bedeutende Annäherung stattgefunden. Die armenischen Komitees in London und in Genf haben sich wenig Monate vor der Proklamierung der Verfassung auf einer Konferenz in Paris mit den Führern der jungtürkischen Partei zusammengefunden, ihre gemeinsamen Bestrebungen festgestellt und die Solidarität der beiden Parteien proklamiert. Diese politische Solidarität hat sich seitdem durchaus bewährt und besonders die Wahlen stark beeinflusst. Sie wird möglicherweise im neuen Parlament zu einer Art Kartell führen, das der griechisch-oppositionellen Partei gegenübersteht wird.

Die Bulgaren tut Wirth mit der Bemerkung ab: das eine sei sicher, daß Bulgarien im Ernstfalle von den Türken nach allen Regeln der Kunst abgeführt werden würde, aber das Bedenkliche bei allen Balkanfragen sei gerade,

daß ein Gentleman dort niemals einen andern Gentleman in Ruhe töten könne. Sollte auf dem Balkan eine Ehrensache ausgefochten werden, so tauchten gleich neben den Beteiligten andre auf, die mit hineinreden und womöglich mitfechten wollen. Da kämen zuerst die serbischen Hammeldiebe, Briganten der Schwarzen Berge, reisige Arnauten, Kuzowalachen, nach Ruhm dürstende Hellenen. Sodann — was am schlimmsten sei — die Engländer. They always must needs have their hands in other people pie. Wirth geht so weit, zu behaupten, daß sich die Engländer am wohlsten fühlten, wenn überall Unruhen ausbrächen. Insbesondere ist er der Ansicht, daß die Engländer alles tun, um das Zustandekommen der Bagdadbahn zu verhindern oder zu erschweren, und meint, von einem besondern deutschen Erfolge könne gar nicht die Rede sein, da die englische Stellung in Mesopotamien nicht mehr zu erschüttern sei.

Es ist allerdings richtig, daß die Engländer so tun, als ob sie bereits Herren dort wären, und daß der britische Generalkonsul in Bagdad, der den irreführenden Amtstitel Resident of Mesopotamia führt, die Allüren eines Bizekönigs angenommen hat. Aber ebenso sicher ist, daß eine wirkliche Macht der Engländer bis jetzt in Mesopotamien noch nicht etabliert ist, und daß alle Intrigen ihrerseits nicht verhindern konnten, daß sich das Bagdadunternehmen, dessen Ausführung übrigens vom Sultan einer ottomanischen Gesellschaft anvertraut worden ist, in der erfreulichsten Weise entwickelt. Die Engländer handeln höchst unpolitisch, wenn sie sich an diesem Unternehmen nicht beteiligen, in dem deutsches, französisches, österreichisches, italienisches, schweizerisches und türkisches Kapital vertreten ist, das also einen ganz internationalen Charakter hat.

Persiens Bedeutung für uns erblickt Wirth hauptsächlich in dem Umstande, daß sich alle unsre Bestrebungen, die mit der Bagdadbahn zusammenhängen, in der Richtung auf persisches Gebiet bewegen. Nicht nur die konstitutionelle Neuerung kränsele in Persien die Oberfläche der politischen See, sondern weit tiefere Umwälzungen seien zu erwarten. Weit verbreitet sei im Volke der Glaube, daß der jetzige Schah der letzte von dem 114 Jahre regierenden Hause der Kadsharen sein werde. Die Hauptursache für die traurigen Zustände Persiens sieht Wirth in der mangelhaften wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Von den zahlreichen Eisenbahnplänen, die seit mindestens zwölf Jahren fertig ausgearbeitet seien, würde auch nicht einer verwirklicht. Die paar Kilometer Bahn, die von Teheran nach einem Sommerpalast des Schahs führten, seien die einzigen Persiens, das fünfmal so groß als Deutschland sei. Verhandlungen mit der Türkei, die gelegentlich durch eine Grenzmobilisation veranlaßt wurden, seien mit der größten Saumseligkeit geführt worden. Wer rührig wäre, das seien allein die Gegner, die innern wie die äußern.

In der That ist nicht abzusehn, was aus Persien noch werden wird. Aber da der Grundstock der Bevölkerung gut und kräftig ist, darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich auch dieser alte Staat mit der Zeit den modernen Verhältnissen anpassen und sich auch wirtschaftlich günstig entwickeln wird.

Wirth beurteilt die Dinge entschieden zu pessimistisch und überträgt diese Stimmung leider auch auf die Erörterung unsrer Weltpolitik, indem er gelegentlich auf unsre angebliche Erfolglosigkeit und Isolierung zu sprechen kommt. Dieser Anlaß bietet Gelegenheit, einmal die Frage zu erörtern, was es eigentlich mit der sogenannten Einkreisung unsers Vaterlandes für eine Bewandnis hat. Die Weltgeschichte lehrt, daß Koalitionen immer nur gegen einen Staat geschlossen worden sind, der für stärker und mächtiger galt als alle andern Staaten. Die splendid isolation Englands vor zwanzig Jahren bezeichnete den Höhepunkt seiner Macht. Das Deutsche Reich befindet sich nun heute auf dem aufsteigenden Ast, während England den Kulminationspunkt; wie es selbst zugibt, schon überschritten hat. Das deutsche Volk sollte sich also daran gewöhnen, in der Einkreisung seines Vaterlandes nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern einen Beweis seiner Stärke zu sehn, daneben aber auch die notwendigen Konsequenzen aus dieser Konstellation zu ziehen. v. f.



Kriminalpolitische Irrtümer



in wandernder Schneider, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die deutschen Lande zog, predigte der Menschheit den Satz: „Frei wollen wir werden wie die Vögel des Himmels, sorgenlos in heitern Zügen und süßer Harmonie durchs Leben ziehen wie sie.“ Der Schneider war Weitling, der Kommunist, und sein Werk hieß: „Garantien der Harmonie und der Freiheit“. Spruch und Buchinhalt künden den Menschen eine Friedensordnung, die kein Verbrechen kennt, weil es unter ihrer Herrschaft keine Versuchung gibt. Aber den Kommunismus, von dem die politische Philosophie des wandernden Schneiderleins schwärmte, besteht heute schon, wie er damals bestand. Es ist der Kommunismus am blauen Himmel, am grünen Blätterdach, an der murmelnden Quelle, an dem färglichen Viatikum der Landstraße, daran auch Spazken und Goldammern teilhaben. Wer seine Ansprüche nicht höher stellt, wird nicht mehr kriminell als die Spazken, wenn sie sich die fettesten Brocken abjagen und sich das Federkleid zerrauen. Er braucht höchstens noch die paar Heilmittel, die Weitling gegen den natürlichen Rest menschlicher Schwächen und Krankheiten verschreibt, um vollkommne Seligkeit zu erreichen. Über diese romantischen Phantastereien ist die von heftigem und schrankenbrechendem Wollen und Wünschen geplagte Menschheit lächelnd hinweggestiegen. Die Moderne hat die Menschen nur gieriger gemacht, die Werte des Lebens, die sie dafür hält, an sich zu ziehn, koste es, was es wolle, koste es auch das Verbrechen. Wir wissen das nur zu genau, wir wissen es sogar genauer als früher, mindestens zahlenmäßiger.